

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 5

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

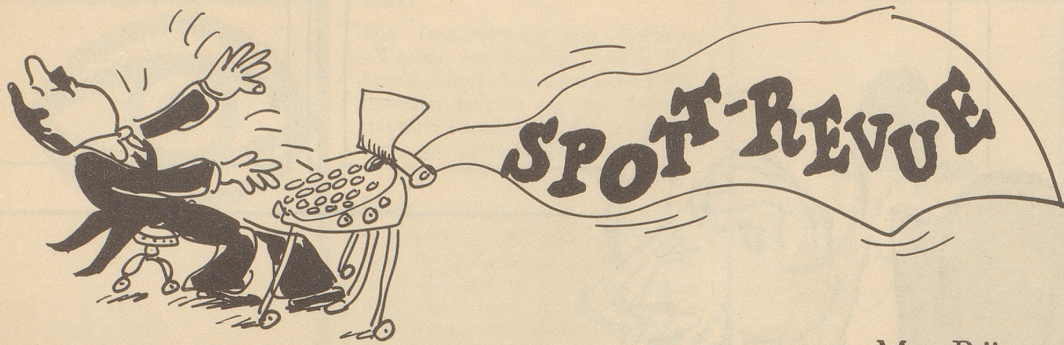
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Max Rüeger

Ein kleines Jubiläum:

Am Anfang war Friedrich Schiller...

Um gleich einiges klarzustellen: hier wird über das 25jährige Jubiläum der «Freunde des Volkstheaters Wädenswil» berichtet – und zwar von einem Wädenswiler. Diese Tatsache birgt einerseits die Gefahr in sich, trotz ehrlichster gegenteiliger Bemühungen eine Spur Lokalpatriotismus wohl nicht eliminieren zu können – andererseits ist auf den Vorzug gründlicher Kenntnisse hinzuweisen.

Laientheater fand und findet im Saal des Hotels «Engel» statt. Er hatte in urgrauen Zeiten eine Galerie, die sich links und rechts bis zur Bühnenöffnung zog. Oben, vorne rechts durfte ich – vorausgesetzt ich war ein fleißiger Abtrockner – jeweils die Vorstellungen der Heidi-Bühne ansehen. «Heidi», natürlich, und ein Stück mit offenbar pädagogischem Tiefsinn, «Cornely wird erzo-gen».

Von meinem Platz aus konnte ich hinter die Dekoration, in die Gassen sehen, ich liebte diese Perspektive, denn man wußte vor allen andern Kindern im Saal, wer nun nächstens auftreten würde. Ich beobachtete den Darsteller des Alm-Oehi, wie er noch schnell den Bart zurechtzupfte, bevor er mit polternden Schritten zur Hütte stapfte. Ich war längst orientiert, wenn eine Person, fürs gewöhnliche Publikum völlig überraschend, auf die Bühne eilte, um Unheil zu stiften oder Konflikte zu lösen – ich hatte ja bemerkt, wer die Türfalle in die Hand nahm.

Nun, dieser Logenplatz ganz vorne – man konnte sich so herrlich auf die vergoldeten Geländerstreben lehnen – ist abgerissen, vor 25 Jahren wehte man den neuen Bau ein – und damals debütierte eben eine Gruppe von Laienspielern, die sich «Freunde des Volkstheaters» nannten. Kein geringerer als Friedrich Freiherr von Schiller lieferte, ohne sein Wissen, das Stück für die Eröffnungspremiere: «Die Räuber».

Wädenswil nahm regsten Anteil an den plötzlich entdeckten Mimen aus seiner Mitte, die Räuber waren die Helden des Tages.

Ein Jahr später gab man wiederum einen Klassiker, Shakespeares «Kaufmann von Venedig». Dort durfte ich einen kleinen Mohren spielen, stolz ließ ich mich rabenschwarz schminken, setzte den kostbaren, unförmig großen Turban aufs Haupt, und dann hatte ich in einem reichgeschmückten Thronsaal in die Knie zu sinken. Nach der dritten Aufführung beschloß ich eigenmächtig, meine Rolle auszubauen, ich begann schelmisch mit den Augen zu blitzen, mischte mich mit reicher Gestik ins Gespräch der Erwachsenen ein – kurz: ich schmierte. Aber nur solange, bis eines Abends der Regisseur wieder einmal kontrollierte und den vorwitzigen Mohren energisch in die Schranken wies.

Damals war ich felsenfest überzeugt, daß nach dieser Zurechtweisung Shakespeares Meisterwerk wesentlich an Glanz eingebüßt hätte. Und mit jugendlicher Bitternis ahnte ich die Bedeutung des Satzes voraus, wonach der Mohr gehen könne, wenn er seine Schuldigkeit getan habe.

*

Heute sind die «Freunde des Volkstheaters Wädenswil» zweifelsfrei beispielhaft für alle Spielgemeinschaften dieser Art. Sie haben über zwei Jahrzehnte lang an sich gearbeitet, sie wagten tollkühne Experimente, sie scheiterten mit Glanz und Gloria – sie waren aber weit öfters erfolgreich. Sie machten Kabarett, sie regten zu Uraufführungen an, sie brachten den Schoeckschen «Tell» heraus, Thornton Wilder, Zuckmayer – und jetzt, im Jubiläumsjahr, eine Zürcher Mundartfassung von Nestroys «Mädl aus der Vorstadt».

Sie fanden 1962 in Walter Wefel einen Regisseur, der sich als Berufsmann bedingungslos für diese Laien einsetzt, der ungemein präzise und hart probiert, und ihm ist es mit zu danken, daß Wädenswil nun nicht mehr einfach eine Gruppe von theaterbegeisterten Laien, sondern ein geformtes, geschultes Volkstheaterensemble sieht.

Dabei ist man geblieben, was man war: eine Laien-Gemeinschaft. Man fühlt sich nicht als kleine Quadfliegs und Mini-Reichmanns, da stürzt sich noch immer die Hausfrau, der Sekundarlehrer, der Gemeindeschreiber mit Vehemenz in Reifrock, Prinzenwams oder Braatenrock, die Gattin eines Drogisten versteht sich mittlerweile perfekt aufs Schminken und verwandelt seriöse Damen in abgelebte Luder, freundliche Kaufleute in rabauzige Finsterlinge.

Und nach den Vorstellungen wird munter gefeiert, so wie ehemals, die Programmhefte nennen weiterhin die Rollen der Stücke, ohne ihre Darsteller einzeln zu erwähnen, und wer sich dann nicht mehr so recht auskennt, rätselt in der Pause, wem man nun wohl die eindruckliche Interpretation dieses oder jenes Parts zuschreiben müsse.

Die Aufführungen aber, sie sind blitzsauber, hier leisten Laien ganz und gar Ungewöhnliches. In Emil Bader beispielsweise, dem Gründer, haben die Wädenswiler einen Dialektkenner, dem schon mehrere Mundartbearbeitungen von höchster Qualität gelangen. Seine diesjährige Zürcher Fassung des Nestroy-Stücks hat literarisches Format, sollte all jenen als Pflichtlektüre verordnet werden, die Jahr



Emil Bader, der Gründer, als Shylock im «Kaufmann von Venedig», 1947

für Jahr mit linkshändig gefertigten «Bearbeitungen» sündigen.

Überall wird das fehlende Niveau unseres Volkstheaters beklagt, ach, man beklagt nicht einmal mehr, man weiß schon zum voraus, wie das auf unsern Dorfbühnen so zugeht – und schweizerisches Boulevardtheater, selbst wenn es professionell gespielt wird, verweist man in die Bereiche niedriger Amüsiererei. Solche Urteile mögen in vielen Fällen zutreffen – pauschal gesprochen aber sind sie ungerecht. Gerade in Wädenswil wird bewiesen, wie sehr sich Anstrengungen lohnen. Versnobtes Wohlwollen ist da gänzlich fehl am Platz.

In 25 Jahren hat man da filtrierendes Wissen um die eigenen Möglichkeiten sich angeeignet. Selbst eine talentierte Freizeit-Sopranistin wird keine «Fledermaus» im «Engel-Saal» provozieren. Auch wer fünf Jahre lang Ballett- und Rhythmiestunden in Zürich belegt, dürfte schwerlich als Sterbender Schwan zu Bühnenernennen kommen, und sogar ein unermüdlich die Hochsprache übender Zahnarzt muß darauf verzichten, als Hamlet gefeiert zu werden.

*

Sicher: es kann der Theaterwelt nicht zur Pflicht gemacht werden, das Vierteljahrhundert Wädenswiler Laienspiel zu applaudieren. Doch meine ich, auch kleine Ereignisse dürfen dann aufgespiert werden, wenn sie in ihrem Bereich Großes bewirken.

Wehmütig denke ich zurück an jene Abende, als ich, verschmämter Liebhaber wider Willen, im Schlosspark herumhüpfte. Heiterkeit überkommt mich beim Betrachten alter Photos, von der Märchenaufführung beispielsweise, in welcher ein Geschäftsinhaber einen Diener darzustellen hatte, versehen mit einem einzigen Satz: «Hoheit – das Küchentierchen wünscht Sie zu sprechen.» Der Mann war des Bühnenedioids nicht vollends mächtig, das «Küchentierchen» wurde immer zum «Küschentierschen». In unzähligen Proben gelang es dem Regisseur, das Wort halbwegs den Erfordernissen anzugleichen, der Satz schien zu sitzen, die Premiere rückte heran – der Diener stürmte auf die Bühne – wir warteten auf das «Küschentierschen» – aber der Schauspieler hatte diesen, seinen einzigen Satz vergessen. Zwar half Hoheit aus: «Wollte mich nicht das Küchentierchen sprechen?», doch dann brach der versammelte Hofstaat zusammen und schüttelte sich in haltlosem Gelächter.

Die «Freunde des Volkstheaters Wädenswil» haben mehr erreicht, als sie hätten erreichen müssen. Frisch und lebendig sind sie, und bitte: ein bißchen stolz dürfen sie auch sein.

Viele würden vieles vermissen, gäbe es diese Gemeinschaft nicht. Und viele freuen sich, daß sie sich auf weitere Aufführungen freuen dürfen.

Lachen auf Befehl

Früher waren wir unter uns. Die Luzerner und die Basler, sie feierten ihre närrischen Tage, die Zürcher versuchten's vergeblich, über dürftiges Konfettigeträufel und zwei Dutzend Bockabende kam und kommt man beiderseits der Limmat nicht hinaus.

Seit einigen Jahren nun danken wir dem Medium Fernsehen den Einzug vorab rheinischer Karnevalsfröhlichkeit selbst in narrenfeindlichste Stuben. Gerade diese Tage und Wochen überquellen die deutschen Kanäle von buntem Treiben – eine reiche Auswahl stimmungsgeladener Programme bricht auf uns hernieder, und alle gleichen sie sich wie ein faules Ei dem andern.

Der von fleißig schwenkenden Farbkameras eingefangene Maskentribel findet vorwiegend in Form sogenannter Sitzungen statt.



Urwüchsige Orgien, in traditionelles Ritual gepreßt, vereinen in pompösen Hallen kostümierte Prominenz, die, an langen Tischen aufgereiht, finster entschlossen ist, bei jeder sich bietenden Gelegenheit huldvolles Lachen zu verschenken.

Auf der Bühne wütet ein Komitee. Aeltere Herren, in Narrenkappen und von Orden übersäht, steuern das Stimmungsschiff routiniert durch die unablässig heranbrausenden Wogen unbändiger Humors.

Verdiente Bürger der Stadt, sie mögen Beamte, Pädagogen, Apotheker sein, legen für diese Sitzungen ihren ernsthaften Habitus ab und geißeln als Büttenredner in gereimten oder lose geformten Vorträgen Mißstände unserer Tage.

Da diese Herren ihrem eigenen Witz offensichtlich nicht trauen, ist am Bühnenrand jeweils eine Blaskapelle aufgebaut, die wahre Galeerenarbeit verrichtet: sie hat nämlich alle Pointen durch einen Tusch als solche kenntlich zu machen.

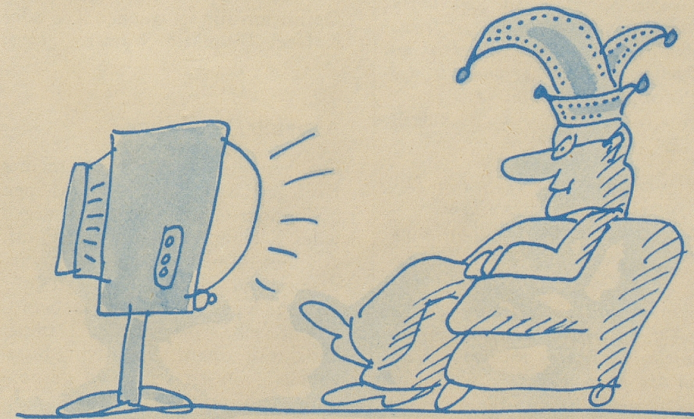
Versierte Büttenredner schieben dem Dirigenten vor Beginn der frohen Veranstaltung eine Kopie ihres Manuskriptes aufs Notenpult – sie haben vorsorglich überall dort Kreuzchen angebracht, wo der

Witz-Künstler einen Lacher erhofft und demzufolge ein Tätärä-Signal fordert.

Es gibt da Karnevalisten, die aus den Sitzungen nicht mehr wegzudenken sind, sie erscheinen seit Jahrzehnten schon als Kaminfeger, als Straßenkehrer (sie sind für Sauberkeit besorgt), als Friseure (sie erkennen das Haar in der Suppe) – und ihnen allen wird vom amtierenden Präsidenten immer versichert, sie hätten in «unvergleichlicher Art» zum Gelingen des Abends beigetragen. Manchmal mühen sich Gesangsgruppen mit selbstgebastelten Quodlibets ab, in geistreichster Manier werden Schlagerzeilen verändert («Die weißen Höschchen am Wolfgangsee» – «Mag der Schiller Euch vergeben, was er uns hat angetan»), dazu drehen sich die Sänger im Kreis, und solche Darbietungen werden dann als «karnevalistische Schaunummern» angekündigt.

Unvermeidlich sind weiter Ansammlungen von kurzberockten Damen, die zu den Klängen des «Badenweiler Marsches» ihre Beinchen schwenken, lauter Jubel bricht aus an den Tischen, wenn Rüschen sichtbar werden, vielfach blasen die munteren Mägdelein auch Posaune oder schlagen die Pauke. «Funkmariechen» heißen die Schönen, und ihre Tanzkünste bewegen sich ungefähr auf der Ebene einer siebzehnten Tournéeformation der «Folies-Bergères», nur daß sie, weil sie unten schon nichts zu zeigen haben, auch niemals oben ohne hüpfen. Während solcherlei preußischen Charme-Beschusses pflegt die Kamera neckisch ins Publikum zu schwenken, listig streifen die Objektive feisten Köpfen und niederschmetternd offenherzigen Décolletés stämmiger Industriellen-Gattinnen entlang – und kaum werden die geladenen Narren gewahr, daß sie «im Bild» sein könnten, schlagen sie sich ausgelassen auf die Schenkel oder schmunzeln sie gütig. Denn niemand im weiten Land soll nachher sagen, am Rhein hätte man keinen Humor.

Höhepunkte spontanen Frohsinns sind auch die Auftritte jener Menschen, die Karnevalslieder zum besten geben. «Die Frau vom Vater Rhein, die heißt Frau Mosel» – in



1



2



beseligendem Dreivierteltakt klingt das durch die Halle, da haken sich denn die Herrschaften an den Tischen unter und schunkeln enthemmt mit. Zu bedauern sind dabei stets diejenigen Unglücksraben, die im Schnittpunkt zweier Schunkelwellen sitzen, sie werden hin- und hergerissen, aber Fröhlichkeit will schließlich verdient sein, und man leidet ja im Dienste einer guten Sache.

Außerst stimmungsfördernd wirkt auch das militärische Zeremoniell, das gewisse Vereinigungen mit Ernst und Liebe hüten. So tritt beispielsweise die Mainzer «Ranzgarde» nicht einfach zu einer Sitzung zusammen – nein, da schlagen sie ein «Feldlager» auf. Der Präsident wird auch niemals mit «Präsident» ange-

sprochen, sondern, nach Absolvierung einer lockeren Achtungstellung, als «Oberfeldherr» angebrüllt. Eine äußerlich durchaus liebenswerte Frau mittleren Alters – sie trug ein Chanson vor «Heute darf mich jeder küssen» – führte der Conférencier ein mit dem bezeichnenden Satz: «Sie gehört nie zur Reserve, sie kämpft immer an vorderster Front.» Dieser Verein hat auch nicht einfach ein paar fröhliche Mitglieder, nein, er verfügt über eine «schlagkräftige Narrenartillerie».

Aber das Fernsehen begnügt sich nicht mit Live-Übertragungen derartiger Lach-Olympiaden – es produziert Karneval, dramaturgisch durchdacht, im Studio.

Da schallt dann Playback-«Helau» von den luftschlangenbehängten Wänden zurück, da mühen sich nicht Mainzer Lokalgrößen ab, das Narrenvolk zu euphorisieren, da obliegt dieses harte Geschäft bekannten Stars.

Alles ist kostümiert bis aufs Messer, die Zuschauer sind nicht Statisten, sondern Statisten sind Zuschauer, sie haben die verdammte Pflicht, selbst matteste Scherze ihrer Lieblinge unbändig komisch zu finden, dafür werden sie ja bezahlt, die Zuschauer und die Lieblinge. Um die Stimmung nicht brutal zu zerfetzen, sind auch die Kameraleute in bunte Gewänder gesteckt worden, so darf ruhig mal ein Linssensteuermann ins Blickfeld der Heimseher geraten, ohne daß sein Aufzug, gänzlich unkarnevalistisch, optisches Mißvergnügen auslöst.

Alles dreht sich, tonnenweise werfen Requisiteure Papierschnitzel von den Beleuchtungsbrücken, ein Funktanzorchester ist schmissig am Werk und mimt mit Posaune, Trompete und Zupfbaß vorproduzierte Synkopen nach, ein Tenor conferiert, ein ergrauter Bonvivant des verflorenen österreichischen Heimatfilms singt, Kulenkampff schwingt Schaukel, das Ballett stürzt aus einem Honigkorb in die Manege, denn das sind lauter «dufte Bienen», und zum Finale reichen sich auch diejenigen Stars fröhlich das Schunkelhändchen, welche vorher in der Garderobe noch konkrete Mordabsichten hegten. Meerjungfrauen, Raubritter, Gardeoffiziere, Poltergeister und Playboy-Häschen, sie jubeln, wenn das Eilemann-Trio «Sie will ja nach Sevilla» gröhlt, alle Karnevalisten sind Menschen, Menschen sind Brüder und Schwestern – einmal im Jahr und einmal am Rhein darf Europa dabei sein, wenn die deutschen Weißmacher uns weismachen, daß auch sie so recht von Herzen fidel sein können.

«Im Humor verstehen wir keinen Spaß», frozelte ein Komiteemitglied mit feiner Selbstironie und ließ einen Tusch spielen, weil niemand die Pointe belachte.

Ich weiß nicht, ob er diesen Ausrutscher schadlos übersteht.